

Evang. Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Dejn. N. a. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 15.

Milwaukee, Wis., den 1. April 1885.

Kauf. No. 503.

Inhalt. — Die christliche Gemeindefschule. — „Recht muß doch Recht bleiben.“ — Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung. — Emigrantenmission in Baltimore im Jahre 1884. — Die Marterstraße. — Todesanzeige. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Vorläufige Buchanzeige. — Kirchweihe. — Konferenz-Anzeigen. — Quittungen. —

Die christliche Gemeindefschule.

Drittes Kapitel,

darin gezeigt wird, daß zu einer Schule zunächst einmal Schulkinder gehören, und daß sich das eigentlich von selbst versteht, und daß doch viele das so schwer begreifen; eine wichtige Frage, und was sich eine Gemeinde zur Ehre rechnen soll.

Sind wir uns darüber klar, daß wir unsere christlichen Schaten beibehalten wollen, so muß nun unser Bestreben dahin gehen, diese Schulen so einzurichten und zu benutzen, daß wir und unsere Kinder den rechten Segen von ihnen haben. Wie sollen wir das angreifen?

Zu einer Schule gehören zunächst einmal Schulkinder. Mit den leeren Schulbänken kann man nicht Schule halten, und wenn man der geschickteste und eifrigste Lehrer von der Welt wäre. Man sollte meinen, das verstehe sich ganz von selbst, und wenn man es überlegt, so versteht es sich auch von selbst. Sieht man aber zu, wie es vielfach hergeht, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß es viele Leute giebt, die eine so einfache Wahrheit entweder nicht bedenken oder sie wider besseres Wissen aus den Augen setzen.

Es ist Montag. Der Lehrer oder der Pastor, der Schule hält, hat sich auf seine Schulstunden gewissenhaft vorbereitet, hat bei sich überlegt, was er heute vornehmen will, und es liegen vielleicht in irgend einem Unterrichtszweig besonders wichtige Stücke zur Behandlung vor. Es soll vielleicht ein neues Hauptstück des Katechismus angefangen werden, oder es soll eine neue Rechnungsart in Angriff genommen werden, etwas, wovon die Schüler noch nichts wissen. Die Kinder können vielleicht jetzt einigermaßen multipliciren und sollen nun anfangen zu dividiren; oder es soll an die Bruchrechnungen gehen, und da kommt es darauf an, daß die Kinder von vorne herein begreifen, um was es sich handelt, sonst bleibt ihnen hernach alles unverständlich. Der Lehrer hat wohl, weil es am Freitag böß Wetter war, wo er fürchten mußte, es würden

manche Schüler nicht kommen können, die Sache schon auf den Montag verschoben und dafür am Freitag noch einmal eine Wiederholung angestellt. Wirklich ist auch am Montag das Wetter günstig, und vergnügt in der der Hoffnung auf ein segnetes Tagewerk tritt der Lehrer in die Schulstube. Wie er aber seinen Blick über die Klassen hinschweifen läßt, sieht er zu seinem Leidwesen „einige, die nicht da sind“. Aus einem Hause ist vielleicht Fritz auf seinem Platz, aber seine Schwester Lieschen fehlt. „Fritz,“ sagt der Lehrer, „ist deine Schwester krank?“ „Nein,“ sagt Fritz, „wir waschen.“ „So, ihr wascht?“ sagt der Lehrer schmunzelnd; aber es ist ihm doch weh ums Herz dabei; denn Lieschen macht ihm so schon Arbeit genug, weil sie etwas schwer von Begriffen ist und schon beim Rechnen ohne Brüche immer bald in die Brüche zu gerathen pflegte; er freut sich nur, daß der Fritz beim Waschen wenigstens nicht auch activen Dienst hat, sonst fehlten die Kinder alle beide. Aber da fehlen auf derselben Bank noch zwei Schüler, zwei Brüder, die doch sogar am Freitag bei dem Schneewetter da waren. Er fragt einen ihrer Kameraden, der ihnen gegenüber wohnt: „Karl, wo sind denn Piepenbrinks Jungens?“ „Die schlachten heute,“ antwortet Karl. Der Lehrer weiß, daß die beiden Bürschchen daheim beim Schlachten nur im Wege sind; denn es sind noch zwei ältere Brüder und eine Schwester im Hause; aber das Schlachten ist ja ein Familienfest, das die Verden durchaus mitmachen wollten, und sie meinen am Ende, wenn sie morgen dem Herrn Lehrer eine Wurst mitbringen, dann ist alles gut. Dort bei den Mädchen fehlen auch aus einem Hause zwei Schwestern. Der Lehrer hat schon erfahren, daß bei denen die Tante von da und da her zum Besuch gekommen ist — sie war gestern mit in der Kirche —, und er muß fürchten, die beiden Mädchen werden dem Besuch zu Ehren die ganze Woche fehlen, als ob sie nicht nach der Schule noch genug die Tante genießen könnten. Dazu kommt, daß ihr kleiner Nachbar, den seine Eltern noch nicht gerne alleine den Schulweg machen lassen, nun auch daheim bleibt. Da weiter unten fehlen auch Bruder und Schwester, die schlachten auch, schlachten, da der Metzger im Hause ist und sie nichts Anderes zu thun haben, wenigstens den Schultag ab; denn das bischen Speckschneiden, das sie leisten, bis sie sich in die Finger geschnitten haben, ist nicht zu rechnen, gewiß nicht im Vergleich mit dem, was sie in der Schule versäumen. Aber was kann der Lehrer machen? Sie sind eben nicht da. Dem Mann ist schon recht trüb zu Muth; er möchte sich am liebsten gar nicht weiter umsehen. Wer will es ihm verdenken,

wenn er, nachdem er mit den Kindern, die da sind, die Schule eröffnet hat, nicht mit der Freude an die Arbeit geht, mit der er sich auf den Schulweg gemacht hat? Weiß er doch, er muß, was er heute vornimmt, mit den Fehlenden noch einmal von vorne an vornehmen, wenn sie nachher mitkommen sollen; und mitkommen sollen sie doch. Lernen sie nichts, dann ist der Lehrer und die Schule schuld. Und wie wird es morgen? Wie viele werden da wieder waschen und schlachten und Besuch haben oder sonst eine Abhaltung finden, die in Wahrheit keine ist? Wie hat er schon ermahnt in Liebe und Ernst, bei Einzelnen und in Gemeindeversammlungen. Aber was hat es geholfen? Sehr wenig. Ja, wenn das Fehlen der Schüler sich auf die wirklichen Nothfälle, die ja gewiß vorkommen, beschränkte, er wollte ja der Noth in aller Geduld Rechnung tragen. Aber so muß er immer wieder erfahren, daß leider gar viele Eltern unverantwortlich leichtsinnig sind in diesem Stück und nicht darauf sehen und es durchsetzen, daß ihre Kinder nicht ohne wirkliche Noth die Schule versäumen. Auf den einen Tag, denkt manche Mutter, wird es ja nicht ankommen; andere fehlen auch einmal einen Tag oder auch eine ganze Woche. Als ob das für den geplagten Schullehrer und die ganze Schule die Sache nicht nur noch schlimmer machte. Und wenn einmal an einem Tag alle so denken wollten, so wären eben einmal gar keine Kinder in der Schule; und das Recht, es so zu machen, hat gewiß Einer eben so wohl oder eben so wenig wie der Andere. Es ist keine Frage, daß eine Hauptursache des geringen Erfolgs, den mancher tüchtige und fleißige Lehrer oder Pastor in seiner Schule erzielt, eben in dem entsetzlich liederlichen, unregelmäßigen Schulbesuch liegt, mit dem er fort und fort zu kämpfen hat und an dem zum großen Theil die Eltern Schuld tragen.

In den meisten Fällen ist es ja nicht böser Wille, der hier zu Grunde liegt, sondern ein allerdings auch sträflicher Mangel an Ueberlegung, daß man nicht bedenkt, was es mit den unnötigen Schulversäumnissen auf sich hat. Darum soll aber immer aufs neue darauf aufmerksam gemacht werden. Ein gutes Mittel, den Nachweis über den Umfang der vorgekommenen Versäumnisse vor Augen zu führen, und eine Maßregel, die in jeder Schule streng durchgeführt werden sollte, ist ein sorgfältig geführtes tägliches Verzeichnis der Abwesenden. Es kommt vor, daß Eltern hoch erstaunt sind, wenn sie erfahren, wie oft ihre Kinder in einem Monat gefehlt haben. Es kommt auch vor, daß die Schüler, besonders Knaben, eigenmächtig und ohne der Eltern Wissen die Schule geschwänzt haben. Darum

soll der Lehrer die Abwesenheit seiner Schüler nicht auf sich beruhen lassen, sondern den Ursachen nachgehen und an seinem Theil thun, was er kann, daß es mit dem Schulbesuch besser werde.

Von besonderer Wichtigkeit für das Gedeihen einer Schule und die Fortschritte der einzelnen Schüler ist auch dies, daß die Schüler, welche in die Schule eintreten sollen, zu den Zeiten eintreten, da ein neues Schuljahr oder wenigstens ein neuer Abschnitt des Schuljahrs beginnt. Ist es doch auch sonst so, daß wer zu spät kommt, leicht im Nachtheil ist. Wer zum Essen zu spät kommt, der muß, wenn er nicht ganz besonders flink, nicht ein besonders begabter Esser ist, entweder nachessen, oder hungrig aufstehen; oder die ganze Gesellschaft müßte auf ihn warten. Das geht nun wohl meistens bei einer Tischgesellschaft, wenn auch nicht immer, wie denn z. B. auf Reisen eine solche Saumseligkeit sehr übel ablaufen könnte; in einer Schule geht das nicht, daß man um eines Nachzüglers willen die ganze Schule aufhält. Besonders an minder begabten Kindern versündigt man sich schwer, wenn man ihnen zumuthet, mit einer Klasse, die einen Vorsprung hat, noch Schritt zu halten. Ebenso ist es auch nicht wohlgethan, Kinder nach den Ferien noch eine Zeitlang der Schule vorzuenthalten, anstatt sie gleich eintreten zu lassen, wenn die Schule wieder eröffnet ist.

Eine wichtige Frage ist auch die: Wie lange sollen die Kinder die Schule besuchen? Viele Eltern haben es sehr eilig damit, daß ihre Kinder confirmirt werden und damit der Schule den Abschied geben. Nun giebt es ja gewiß Fälle, wo ein solches Bestreben nicht zu verwerfen ist. Da ist z. B. vielleicht eine arme und wohl gar noch kränkliche Witwe; der Sohn oder die Tochter ist ein verständiges, fleißiges Kind, dem der Lehrer oder der Pastor, der es unterrichtet hat, das Zeugnis eines ernsten, frommen Sinnes und der nöthigen Erkenntnis geben kann, und die liebe Noth drängt dazu, daß das Kind bald etwas verdiene; in einem solchen Fall wird ja, selbst in Gemeinden, in denen ein gewisses Alter für die Confirmation festgesetzt ist, die durch die Umstände berechnete Rücksicht geübt werden, oder wird in Gemeinden, wo eine solche Altersgrenze nicht gezogen ist, der Pastor mit gutem Gewissen eine geringe Abkürzung der Schulzeit, die als Regel innegehalten wird, eintreten lassen können. Es kommt aber leider nicht selten vor, daß Eltern, um das Schulgeld zu sparen und aus den Kindern Nutzen zu ziehen, und wenn der Knabe oder das Mädchen nur einen Thaler die Woche verdient, darauf verfaßt sind, das Kind soll confirmirt werden. Daß das arme junge Herz noch sehr wenig befestigt ist, daß es mit der Erkenntnis noch sehr kümmerlich bestellt ist, daß auch seine Kenntnisse und Fähigkeiten in den Stücken, die für dies Leben nöthig und nützlich sind, noch sehr viel zu wünschen übrig lassen und ein Jahr weiteren Schulbesuchs ihm für sein ganzes späteres Leben von großem Vortheil werden würde — das alles kann man solchen Leuten vorhalten, und doch hält es unsagbar schwer, sie zu überzeugen, daß sie sich schwer versündigen oder wenigstens sehr unweise handeln würden, wenn sie ihr Vorhaben ausführten, und daß es der Pastor nicht auf sein Gewissen nehmen kann, ihnen zu willfahren; ja es geht wohl die Hartköpfigkeit so weit, daß ein Vater sein Kind, an dem sich sein von Gott gesetzter Seelsorger nicht versündigen will, einem gewissenlosen Irrgeist zuführt, daß der es „einsegnet“, ob er gleich darüber, wie es sich gebührt, von seiner Gemeinde ausgeschlossen wird. Das sind überaus greuliche Eltern, deren Kinder man aus tiefster Seele beklagen und bedauern

muß. Da sollen gewissenhafte Väter und Mütter sich wohl vorsehen und den treugemeinten Worten ihres Seelsorgers Gehör geben. Ja selbst wenn ein Kind das gewöhnliche Confirmandenalter erreicht hat, kann es sein, daß der Pastor ihm die nöthige geistliche Reife absprechen und einen ferneren Unterricht und weitere geistliche Erziehung für unumgänglich nöthig erkennen muß, ehe er es zum Sacrament zulassen kann. Da sollten Eltern nicht beleidigt thun, sondern Gott danken, daß sie und ihre Kinder einen Seelsorger haben, dem das Wohl der ihm anvertrauten Seelen auf treuem Herzen liegt.

Endlich haben wir es hier noch mit dem Fall zu thun, da Eltern ihre Kinder gern in die christliche Schule schicken möchten, aber das Schulgeld nicht erschwingen können. Da versteht es sich von selbst, daß die Gemeinde mit Freuden dem armen Bruder entgegen kommt, ihm das Schulgeld erläßt und es als eine Ehre ansieht, daß sie solche Kinder unentgeltlich aufnehmen darf, eingedenk des Wortes: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ G.

„Recht muß doch Recht bleiben.“

[2. Fortsetzung.]

Die ganze trübe Zeit und die harten Kämpfe in derselben stand wieder vor des Bergmanns Seele. Er dachte, wie so unüberwindlich schwer es ihm geworden war, jene süße Hoffnung aufzugeben, die ihn manchmal aufrecht erhalten hatte in den vielerlei Anfechtungen und ihn so oft gestärkt hatte, wenn er in der Hitze der Trübsal ermatten wollte.

Der Kampf war so hart gewesen, daß sein Glaube zu schwanken schien; allein es war nur geschehen, um sich desto fester an Gott anzuschließen.

„Ich habe ja sonst nichts mehr, wenn ich dich nicht habe,“ hatte er weinend gerufen. Aber fast zugleich mit diesem Ruf war ihm Trost, Muth, Kraft und neue Hoffnung gekommen. Er hatte gesiegt über sein rebellisches Herz.

Indem er sich jetzt dieses alles in Gedanken zurückrief, kam er sich vor wie ein Sieger, der auf dem Schlachtfelde steht. Das Herz brennt von der empfangenen Wunde. Aber während es brennt, jauchzt zugleich das Herz im Triumph über den erzwungenen Sieg.

„Du bist mein,
Und ich bin dein
Auser dir soll mir auf Erden
Nichts sonst lieber werden,“

sagte er, an Gott und seine gnädige Hilfe denkend.

Es wurde ihm so milde zu Muth, wie lange nicht. Er konnte mit freundlichster Miene zu seiner Frau, die eben mit dem Lichte und den Kindern hereintrat, sagen: „Christine, wir wollen uns nicht länger durch Unfrieden und Uneinigkeit versündigen, wir wollen dem Gebot unseres lieben Herrn nachkommen, das im Evangelium Johannis steht Kapitel 13 im 35. Verse: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Christine, was soll ich thun, daß du mich wieder lieb hast? Sage es! Ich will dir Alles thun.“

„Das hättest du früher bedenken sollen, ehe du

mich in Armuth und Elend gebracht hast. Jetzt ist es zu spät, ich kann dir nicht mehr vergeben.“

„Christine, du thust mir weh bis in den Tod.“

„Ich will dich ärgern, und wenn ich dich todt ärgere; denn du hast mich auch geärgert, daß mir mein Blut zu lauter Gift und Galle geworden ist.“

Mit diesen Worten wandte sie sich hinweg an ihre Arbeit.

Sonst wäre es dem Andreas eine Herzensfreude gewesen, seine Kinder im Lernen zu unterstützen. Heute kam er nicht dazu.

Auch das Nachessen war, wie das Mittagessen, wieder ein unerquickliches, obwohl den hungrigen Mägen die Kartoffeln und der Kaffee recht wohl thaten.

Nach dem Essen gingen die Kinder zu Bett und die Frau nahm das Spinnrad und suchte ihre Unterhaltung auswärts.

IV.

Nachdem Andreas eine Weile seufzend und sinnend dageessen hatte, warf er ein tüchtiges Stück Holz in den Ofen und steckte sich dann eine Pfeife an, um sich auf andere Gedanken zu bringen.

Er saß jedoch nicht lange allein, da kam sein Nachbar, der Weberfritz.

„Guten Abend, Andreas!“

„Guten Abend, Fritz!“

Es war ein großer Unterschied in der äußeren Erscheinung der beiden Männer.

Andreas hatte für den ersten Anblick durchaus nichts Anziehendes in Gestalt und Wesen. Er war ein großer, breiter, starkknochiger Mann mit rauhem Gesichte. Aber seine Augen und sein Mund waren schön. Und wenn er redete, wurde sein Gesicht so berebelt, daß man darüber völlig das Harte, Rauhe in seiner Erscheinung vergaß.

Dagegen war der Weberfritz ein glatter, zierlicher Geselle mit glattgekämmtem Haar, mit glattem, wohlrasirtem Kinne. Selbst seine Rede war zierlich und ging glatt ein, wie Del. Nur sein Mund hatte etwas Gemeines und sein Auge etwas Scheues und Falsches.

Schon von der ersten Jugend an waren Beide als Nachbarskinder, Schul- und Beichtkameraden auf das Engste verbunden und befreundet gewesen.

Außerdem war der Fritz von seinen Eltern stets angehalten worden, Kissels Familie die größte Freundschaft und Dankbarkeit zu erweisen; war doch der Steiger Kiesel dem alten Weber mehr als einmal Helfer in der Noth gewesen. Als Knaben und Burschen gingen sie schon immer zusammen und halfen sich gegenseitig aus, der Fritz mit seiner Klugheit und seiner schnellen Zunge, und der Andreas mit seiner Stärke und seinem Geldbeutel. Auch als Männer schien sie ein Glaube, eine Liebe und ein Streben zu verbinden. Das Urtheil ihrer Bekannten war freilich über die beiden Freunde sehr verschieden. Andreas galt für einen braven, geraden, offenen Mann, der Weberfritz hingegen bei vielen für einen verschlagenen Gesellen, der schöne Worte machte und dabei ein Schalk sei. Hauptsächlich wurde sein wachsender Wohlstand mit mißtrauischen Augen betrachtet; man munkelte, sein Geld gehöre wohl eigentlich zur größeren Hälfte der Bergkasse.

Was der Fritz an diesem Abend wollte, kam bald zum Vorschein.

„Andreas,“ sagte er, „du weißt, du bist mir seit zwei Jahren hundert Gulden schuldig und ich

habe noch nichts Schriftliches in Händen. Du könntest mir einen Handschein darüber geben. Es ist wegen Leben und Sterben."

"Wenn es weiter nichts ist," erwiderte barsch Andreas, "den kannst du haben."

"Zinsen wollte ich eigentlich keine nehmen," meinte der Weber Fritz, "aber weil es so Brauch ist und du doch einmal schreibst, kannst du gerade hundert und zehn Gulden auf den Schein setzen."

"Auch gut," sagte Andreas und schrieb den Schein.

Als der Weber Fritz denselben wohlverwahrt in der Tasche hatte, murmelte er noch etwas von Geschäften und ging bald fort.

V.

Andreas war so leidmüthig ums Herz, wie noch nie. Tiefe, schwere Gedanken bewegten ihn.

So saß er eine Weile, dann suchte er sein Lager auf; denn es hieß frühe aufgestanden, wenn er des andern Tages auf das Bergwerk gehen wollte. Sein Bett war weich und gut; allein er fand den Schlaf doch nicht. Seine aufgeregten Gefühle und seine erfrorenen Füße ließen es nicht zu. Seine Augen waren zwar geschlossen, aber er wachte und träumte im Wachen.

Vor seiner Seele standen die sonnigen Tage seiner Kindheit und Jugendzeit. Seih ehrwürdiger Vater mit dem langen, greisen Haar, mit dem strengen Gesicht und mit dem ernstesten Wort; seine liebende, zärtliche Mutter mit den klugen, treuen Augen und dem sanftlächelnden Mund. Das friedliche Glück und die harmlose Fröhlichkeit, die im Elternhaus herrscht. Er sah sich wieder in die Schule wandern in heiligem Kindes-eifer, die Schiefertafel, die bunte Griffelbüchse, das Abc-Buch, und dazu das gutgeschmierte Butterbrot unter dem Arm.

Er sah wieder seinen alten Lehrer mit dem schwarzen Käppchen auf dem dünnen Haar, der wohl sonst noch wacker den Babel führte, aber mit ihm so sehr zufrieden war und freiwillig ihm Extrastunden gab im Rechnen und Zeichnen.

Mit der Christine war Unsegen in sein Haus gekommen. Sie brachte nur schöne Kleider mit und Hoffahrt.

Von ihres Vaters Reichtum war viel Geschrei gewesen, aber es stak Nichts dahinter. Der Alte wußte nur noch den Schein zu wahren. Seine Weibskente hatten längst sein Vermögen ruiniert.

Mit ihrem Manne hielt die Christine anfangs Frieden; denn sie war stolz auf ihn; aber mit seiner Mutter, die bei ihm wohnte, konnte sie sich nicht vertragen. Das waren spitze, beleidigende Worte und Nebenarten den ganzen Tag hin und her; denn seine Mutter schwieg auch nicht still. Und die Leute heßten und stichelten und trugen ab und zu, daß es zum Verzweifeln war.

Andreas stand dazwischen mit seinem treuen Herzen. Er hätte gerne Fehdes mit seiner Liebe umfaßt und konnte keinem Recht geben.

Auf die Länge der Zeit vernachte aber die alte Mutter dieses trostlose Leben nicht mehr auszuhalten. Sie hatte zwar immer noch ein kräftiges Sprichlein als Antwort zur Hand, wie: „der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht," oder: „Hochmuth kommt vor dem Fall," aber sie war der jungen, schneidigen Christine nicht gewachsen. Sie zog sich auf ihr Oberstübchen zurück und kochte und aß allein. Und siehe, es dauerte auch nicht

lange, da legte sie sich auf ihr letztes Lager und starb.

Kurz vor ihrem Ende ließ sie noch einmal die Christine rufen, um sie um Verzeihung zu bitten, aber die Christine wollte nicht.

Andreas hatte damals vor seiner Frau auf den Knien gelegen. „Christine," hatte er gefleht, „ich bitte dich um deiner Seligkeit willen, gedenke an dein eignes letztes Stündlein."

„Ich thue es nicht," hatte sie gesagt.

Und sie that es wirklich nicht.

Von Stund an konnte Andreas nicht mehr so freundlich mit ihr sein. Er hat für sie gebetet, aber so freundlich, so zutraulich konnte er nicht mehr mit ihr sein.

Noch einmal hatte er geglaubt, daß es zum Frieden kommen könne.

Christinens Vater war Gemeinberechner gewesen und hatte in die ihm anvertraute Kasse gegriffen. Es fehlten an viertausend Gulden. Da wurde plötzlich eine Kassenvisitation anberaumt. Das Zuchtthaus war gewiß. Der Alte kam zu Andreas als gebrochener, armer Mensch. „Ich habe es ja nicht für mich gethan," schluchzte er. „Die Weibsbilder haben mich dazu gebracht."

Christine schrie, Andreas fest umklammernd: „Rette, rette meinen Vater, damit er nicht ins Zuchtthaus kommt!"

Andreas ging hin und borgte. Er bot seinen ganzen Credit auf und hatte wirklich das Geld zusammen, ehe die Untersuchungs-Commission kam.

„Andreas," hatte dann Christine gesagt, „gieb mir die Hand darauf, daß du Niemand nichts sagen willst."

„Wenn du auch Frieden halten willst?"

Sie gaben sich die Hände, aber es waren keine Friedenshände.

Jetzt kam die Zeit der Noth und mit ihr neues Zerwürfniß. Das viele geborgte Geld vernichtete den Wohlstand des Hauses vollständig. Aber anstatt nun den Edelmuth ihres Mannes, der alles für sie geopfert hatte, anzuerkennen und gleich ihm die schweren Tage freudig über sich zu nehmen, ertrug Christine den Mangel und die Entbehrung nur mit Unmuth und Murren. Es währte nicht lange, so hatte sie gar Vorwürfe für ihren Mann. Bald hatte sie den Spieß herumgedreht und berechnet, daß ihr Mann eigentlich an Allem schuld sei. Die viertausend Gulden für ihren Vater hatte sie ganz verzessen.

O, wie hatte der arme Mann auszuhalten. Trotz seiner Geduld war Christine von Tag zu Tag schlimmer geworden. Das waren öde, trostlos öde Bilder, die da vor seiner Seele standen.

Und wie er so dachte, fiel ihm auch noch der Jude Jsid ein. Eine eigentümliche Unruhe besiel den Mann. Er konnte fast nicht im Bette bleiben. Mit Gewalt warf er alle diese Gedanken weg und fing an zu beten. Nach dem Gebet wurde er ruhiger und seine schmerzlichen Gedanken wurden allmählich undeutlicher. Der Schlaf senkte sich auf seine milden Glieder.

Da klopfte es gegen das Fenster und eine dumpfe Stimme rief: „Andreas, es ist Zeit, stehe auf!"

Es war der Nachtwächter, der gegen ein monatliches Trinkgeld die Bergleute Morgens um zwei Uhr zu wecken hatte.

Ein neues Tagewerk war angebrochen. Was wird der neue Tag bringen?

VI.

Auf dem Thurm der nahen Kirche schlug die Uhr eben drei, als der Bergmann Kessel die Schwelle seines Hauses überschritt, um seinen Gang nach dem Bergwerk anzutreten.

Eine viel beschäftigte Stunde lag hinter ihm. Er hatte in derselben nicht blos seinen Anzug vollendet und das Ofenfeuer in Brand gesetzt, sondern auch sein Frühstück und zugleich Mittagessen bereitet, sein Frühstück verzehrt und Morgenandacht gehalten.

Kessel mußte Morgens sein eigener Koch sein. In anderen Häusern war es anders. Dort weckte der Nachtwächter eigentlich nur die Frau. Der Mann, der seine Kräfte für sein mildevolles Tagewerk nöthiger zu brauchen hatte, blieb noch ein Halbstündchen im Bette liegen, bis der Kaffee auf dem Tische stand. Diese Störung des süßen Morgenschlafs hatte sich Kessels Frau längst abgewöhnt.

Dem Andreas war es am Ende so am liebsten. Wäre seine Frau in so früher Morgenstunde aufgestanden, hätte er jedenfalls zum Kaffee so viel Gift und Galle zu schlucken bekommen, daß ihm der Appetit für den ganzen Tag vergangen wäre. Auch konnte er auf diese Weise ungestört ein paar Worte in seinem geliebten Bibelbuch lesen, während der Kaffee brodelte und schäumte.

Wenn wir sein Getränk übrigens Kaffee nennen, thun wir demselben eigentlich Unrecht. Allein Kessel machte sich nicht viel Gedanken über Güte und Wohlgeschmack seines Getränkes. Ihm war es genug, für den kalten Morgen ein Wärmemittel zu besitzen und zugleich eine Flüssigkeit, um sein trockenes Brot hinunter zu spülen.

Er hob sogar den Rest dieses edlen Gebräues in einer blechernen Kanne sorgfältig auf und stellte diese in ein zum Mitnehmen bereit stehendes Henkelkörbchen. Denn diese aufgewärmte Brühne nebst einem tüchtigen Stück Brot mußte sein Mittagessen auf dem Bergwerk vorstellen.

Er wollte, da er nun doch einmal den mühsamen Weg zu gehen hatte, über Mittag bleiben oder, wie die Bergleute sich ausdrücken, „Doppelschicht" machen.

Bei solchen Gelegenheiten wurde den anderen Bergleuten des Dorfes allerdings ein besseres Mittagessen besorgt. Der arme Kessel war eine Ausnahme. Sonst kochten entweder die Weiber ihren Männern schon den Abend vorher eine dicke, schmackhafte Suppe mit einem Stück Fleisch oder Wurst darin, welche Letztere dann Morgens auf das Bergwerk mitnahmen und zum Mittag nur aufzuwärmen brauchten, oder, wo die Frau noch jung oder größere Kinder im Haus waren, wurde den Vätern und Gatten das frisch gekochte Mittagessen hinaus auf das Bergwerk getragen.

Auch diese Umstände um das Mittagessen hatte sich aber Christine längst abgewöhnt.

Der geduldige Kessel hätte nun zwar leicht die geringe Kost verwunden, wenn nicht durch diese Unaufmerksamkeit seiner Frau den Leuten das liebevolle Verhältnis in ihrer Ehe offenbar geworden wäre. Er suchte vergebens, indem er sich beim Essen in die Ecke zurückzog, den ärmlichen Inhalt seines Körbchens zu verbergen. Seine listigen Kameraden aber stöberten jedes Mal das Körbchen durch, und ihre häßlichen Bemerkungen über die liebende Sorgfalt Christinens waren dem geplagten Ehemanne ein immer tiefer eindringender Pfahl im Fleisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung.

Dritter Abschnitt.

Fleisch und Geist. — Das Evangelium des Fleisches. — Ein großes Schreck- und Jammerbild aus längst vergangenen Tagen.

Die Verhältnisse, unter denen das Christentum in die Welt hereintrat und seinen wunderbaren Lauf durch dieselbe begann, waren in mehrfacher Hinsicht denen ähnlich, unter welchen wir heute leben, allerdings mit dem großen Unterschied, daß in unseren Tagen das Christentum wie ein Sauerteig in allen Ländern vorhanden ist, während damals die Völker erst unter den Einfluß dieser Macht zu bringen waren.

„Das Fleisch gelüftet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch: dieselben sind wider einander.“ Mit diesen Worten hat der Apostel Paulus zwei gewaltige Mächte namhaft gemacht und zugleich ausgesagt, daß diese Mächte mit einander im Kampfe liegen. Das Fleisch, die Natur des Menschen wie er in Sünden empfangen und geboren und seinem ganzen Denken, Fühlen und Wollen nach auf das Sinnliche, Irdische, Ungöttliche gerichtet ist, nennt der Apostel als die eine dieser Mächte; ihr Wahlspruch ist: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.“ Ihr gegenüber steht der Geist, die neue Natur eines Menschen, der aus Gott geboren ist, dessen Wandel im Himmel ist; sein Wahlspruch könnte sein:

„Ist Jesus nur mein Schatz,
„Was frag' ich nach der Welt!“

und die Gesamtheit der Kinder des Geistes, der wirklichen Geistlichen, ist die Kirche Gottes, ihr Gemeinleben und Lehren das Christentum, ihre Lebensquelle das Wort der Wahrheit.

Daß diese Mächte mit einander im Kampfe liegen und ihrer Natur nach liegen müssen, zeigt uns schon ein Blick auf die Fleischestheorie unserer Tage. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde aus nichts, und Er hält sie bis Himmel und Erde vergehen“, lehren wir Christen nach Gottes Wort. „Nein“, sagt die Fleischestheorie, der Materialismus; „die Welt hat weder Anfang noch Ende, die Materie ist ewig, ungeschaffen und unvergänglich.“ Das Christentum lehrt, daß der Mensch, das edelste Gemächte Gottes auf Erden, sich wesentlich nach Leib und Seele unterscheidet von den übrigen Geschöpfen. „Hochmuth“, sagt der Materialist Ludwig Büchner, „wenn der Mensch sich als andre Wesensgattung fühlen will als das Thier.“ „Unsinn!“ sagt sein Gefinnungsgenosse Karl Vogt, „ein Schiefzähler, ein Affe ist der Urahne der Menschheit.“ Der Christ freut sich, daß seine Seele kein Tod nicht tödten kann; „Geschwätz“ sagt Vogt, „man zeige uns die Seele, man überzeuge die Sinne von ihrer Existenz; man mache, daß man sie sehen, riechen, schmecken, fühlen kann“, und Büchner stimmt ein: „Alles Gefasel von der Selbstständigkeit des menschlichen Geistes ist werthlos.“ So scharf und schroff spricht den Gegensatz zwischen Christentum und Fleischestheorie aus ein gefeierter Apostel des Unglaubens, Ludwig Feuerbach, wenn er spricht: Das Christentum hat den Geist vom Fleisch erlöst; wer aber wird das Fleisch erlösen vom Geist?“

Dieselben Lehren aber, das Evangelium des Fleisches, das die heutigen Apostel des Fleisches predigen, tönt uns aus fernen Jahrhunderten her zu Ohren. Nachdem schon der griechische Philosoph Demokrit im fünften Jahrhundert vor Christo die Lehre angebahnt hatte, daß alle Dinge aus ewig im Wirbeltanz sich bewegenden kleinen Theilen, den Atomen beständen, die der blinde Zufall zu den mannigfaltigsten Gebilden zusammenwürfele, zu welchen Stoffgebilden auch die Menschenseele gehöre, und nachdem das Griechenvolk durch den Umgang mit den verfaulenden Völkern Asiens angesteckt und durch Üppigkeit in allerlei Fleischelust sich mehr und mehr verderbt hatte, machte ihm der Philosoph Epikur aus jenem Atomenchwandel eine Weltanschauung zurecht, die dem Geschmack der Zeit entsprach.

War das Leben ein steter Wirbeltanz von Stoffatomen, dazu ein Spiel des Zufalls, dann konnte der Mensch, selbst ein Atomenhaufen und sonst nichts, selbst ein Spiel des blinden Düngefahr, nicht verantwortlich gemacht werden für seine Handlungen, dann war es Thorheit, sich mit quälenden oder verheißenden Gedanken für die Zukunft beschäftigen, dann war das einzig Vernünftige, des Augenblicks genießen, der sich eben zur Benutzung bot, alles Übrige dem Zufall anheimgebend. Die Lust, die sinnliche Lust, war für Epikur der höchste, ja der einzige Lebenszweck; was demselben diente, nannte er gut und schön; was hingegen denselben stören konnte, als z. B. Gehorsam gegen Eltern und andere Vorgesetzte, galt ihm für schädlich, auch alle Laster waren in seinen Augen böse und zu meiden, nur wenn und weil sie das Vergnügen stören oder verkürzen konnten. Das war eine äußerst praktische und sehr bequeme, dem Fleische angemessene Philosophie, die bald ihre ausgesprochenen und stillschweigenden Anhänger zu Hunderttausenden zählte, und der es gelang, das Griechenvolk bald dahin zu bringen, wie sich der Grundton seines Denkens und Thuns in dem Satze ausdrücken ließ, den in späteren Tagen die Assassinen zu ihrem Motto erhoben haben: „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt.“ So ward das schöne Land ein Schauplatz der üppigsten Laster, furchtbarer Corruption, dumpfer Verzweiflung. Und als endlich die alte kindisch gemordene Nation zu Grabe sank, da ließ sie ihrer großen Nachbarin und Besiegerin, der hohen Roma, die nun die Erbschaft antrat, als furchtbares, verhängnisvolles Erbstück, die Religion des Epikur.

Aus unscheinbaren Anfängen emporgewachsen war die Siebenhügelstadt am gelben Tiberstrom zur Zeit des Kaisers Augustus die Königin der Welt geworden, und die Grenzen des Riesenreichs, in dessen geographischer Mitte sie thronte, umfaßten zwischen fünf und sechs Millionen Quadratmeilen im schönsten Theil der gemäßigten Zone, wovon ohngefähr 1,600,000 Quadratmeilen unter bester Kultur waren. Italien, Spanien, das heutige Portugal, das ganze heutige Frankreich, ein Theil der Niederlande, England, die Schweiz, ein Theil von Baden, Württemberg, Baiern und Oesterreich, Tyrol, Ungarn, Griechenland, ein Theil der europäischen Türkei, Kleinasien, Syrien, Egypten, Tripoli, Tunis, Algiers — ein Ländergebiet, in welchem jetzt anderthalb Duzend Regierungen Hof halten, war damals vereinigt unter dem Scepter des Kaisers in Rom, der aus diesem Reich jährlich an \$200,000,000 Steuern zog. Aber während das Reich der Römer sich zu solch imposantem Umfang ausgedehnt hatte, war im Innern des Volks ebenfalls eine Veränderung vorgegangen. Der kräftige, strenge Bürgerinn des hochbegabten Volkes war verschwunden; die

Zeiten, wo der freie Römer mit hoher Begeisterung für sein Vaterland in den Kampf zog, ohne einen Heller Sold zu erwarten, während sein Weib daheim dem Hause vorstand und ihre Knaben nach dem Muster des Vaters heranzog, die Zeiten, wo es möglich, ja selbstverständlich war, daß nachdem von 75,000 der edelsten Römer an 70,000 als Leichen auf dem Schlachtfelde geblieben waren, die Reste des römischen Männertums in die grauenvolle Lücke traten, — sie waren vorbei. Bei den Siegesfesten, die sich mehr und mehr auf Soldnerdienste gründeten, hatten mit den Königen und dem Golde der Besiegten auch ihre Laster Einzug gehalten in die Thore Roms und wühlten nun im Marke des Volks. Griechische Sitte und Unsitte gehörte zum guten Ton; griechische Kunstwerke zum Theil sehr unsittlicher Art schmückten die Paläste der Reichen; Griechisch redete die elegante Welt in den Prachtgemächern der Reichen, auf der Straße, auf dem Markte; griechische Dichtwerke ergötzten in römischem Gewande das Volk und dienten der Schuljugend als geistige Kost.

So war es auch geschehen, daß ein vornehmer Römer, Lucretius mit Namen, ein Mann von nicht unbedeutender Gelehrsamkeit und hoher dichterischer Begabung, nachdem er das Gift des griechischen Materialismus Demokrits und Epikurs an seiner Quelle eingesogen, diese Lehre in sechs Büchern kunstvoller lateinischer Verse seinem Volke vorrug. Damit hatte der Satan die allergefährlichste Form gefunden, in der er seine Greuelsaat auf dem wohl vorbereiteten Ackerfeld, das er hier vor sich hatte, ausstreuen konnte, und der Erfolg scheint ihm so zugesagt zu haben, daß er dieses Mittel, sein Gift im Gewande der Poesie auszubreiten, bis in unsre Zeit herab immer wieder, und leider immer wieder mit Erfolg, zur Anwendung gebracht hat. Üppig, wie in einem riesigen Treibhaus, von Gluthen der Hölle geheizt, wucherte denn die Saat empor. Bald waren die Zustände im Römerreich, besonders in der Hauptstadt, so bodenlos schlecht, alle Schichten der Gesellschaft so gründlich durchfault, daß sich im Leben der Völker vorher und nachher schwer ein Bild aufweisen läßt, das dem an Scheußlichkeit gleichförmige, welches uns die römische Welt in ihrer Zerfetzung darbietet.

Wenn man gesagt hat, daß in der Kaiserzeit zu Rom nur zwei Bevölkerungsklassen, nämlich Millionäre und Bettler, die Masse der Bevölkerung ausgemacht hätten, so läßt sich dagegen nicht viel einwenden. Was zuvörderst die erstgenannte Klasse betrifft, so ist es erstaunlich, welche fabelhafte Reichthümer die reichen Römer jener Tage, besonders die aus dem Ritterstande, anzusammeln pflegten. Ein Mann mit einem jährlichen Einkommen von \$200,000 galt gar nicht für besonders reich, und eine Jahreseinnahme von \$800,000 war keine Seltenheit. Manche Römerin hatte für ihren Küchen- und Tafelbedarf Silbergeschirr genug, um ein großes Segelschiff damit zu belasten. Durch Schwindel im Handel, durch Wucher in Geldgeschäften, durch Übersatz und Erpreßungen beim Eintreiben der Steuern, die sie in größeren Gebieten pachteten und durch Unterbeamte (Zöllner) erheben ließen, wurden diese Reichthümer zusammengebracht. Die Unter hatten nur deswegen noch Werth, weil sie an die Goldquellen, in die Provinzen führten; und das Gold hatte eigentlich deswegen Werth, weil es ein schwelgerisches an allerhand raffinierten Wollüsten reiches Leben ermöglichte. Und wie wurden diese Reichthümer durchgebracht! Welche Pracht trugen die Wohnungen der Reichen mit ihren Säulengängen von ausländischem Marmor, ihren Wänden von Marmor, vielfach mit Gold oder Perlmutter überzogen und mit Edelsteinen übersät, ihren Möbeln

von Silber und Elfenbein, ihren zahllosen, aus allen Ländern zusammengebrachten Kostbarkeiten zur Schau! Und wie lebte man in diesen Palästen! Ein Gelage jagte das andere, und der Aufwand bei denselben kannte keine Grenzen. Ein einziges Gastmahl verschlang oft mehr als hunderttausend Thaler. Für wohlriechende Wasser und Blumen im Winter gab man wohl an einem Tage Tausende aus. Die Frauen mußten kaum mehr, auf welche Höhe sie ihren Luxus treiben sollten. Duftende Öle und Salben und unzählige Schminken und falsche Haare, die vornehmlich aus Deutschland massenweise importirt wurden, golddurchwirkte und sonst kostbare Kleider, Perlen und Edelsteine, Ringe und Spangen und Ketten in immer wachsender Mannigfaltigkeit gehörten zum Putz einer reichen Frau. Bei einem Feste trug Lollia Paulina, Caligulas Gemahlin, einen Smaragdenschmuck, der über zwei Millionen Dollar werth war; „ganze Landgüter, auch zwei oder drei“ sagt Seneca, „tragen sie in den Ohren.“ War das Gold am Ufer, so mußte weiter geraubt und speculirt werden. Dann speculirte wohl der Mann mit seinem Geld, die Frau mit ihrem Geld, oder beide mit anderer Leute Geld; dann wurden Testamente gefälscht; man vergiftete wohl auch einen reichen Verwandten ohne Testament, kurz man scheute kein Mittel, um sich das Geld zu verschaffen, das zum ausgefuchten Lebensgenuß nöthig war, und wenn alles durchgebracht war, nahm man wohl selber Gift und machte dem Leben, das nun seinen Reiz verloren hatte, ein Ende, oder man suchte bei anderen die Genüsse, die man sich selber nicht mehr erkaufen konnte. — Das waren die Reichen.

Und nun die Armen. Ihre Zahl war bei weitem größer, und sie nahm fort und fort zu. Die Arbeit galt für eine Schande. „Des Handwerkers Verrichtung“, hieß es, „ist schmutzige Arbeit, mit der Werkstatt verträgt sich nichts Edles.“ Der früher ansehnliche Bauernstand war ausgestorben. Tief verschuldet hatte ein Landmann nach dem andern sein Landgut an den reichen Schuldherrn verloren oder an Speculanten verkauft, bis der Grundbesitz in den Händen weniger Kapitalisten war. Die früheren Besitzer näherten sich wohl noch eine Zeitlang auf ihrem früheren Eigentum als Pächter oder Tagelöhner; aber auch das währte nicht lange, da die Großgrundbesitzer auch Sklavenhalter waren und durch Leibeigene ihre Güter billiger bearbeiten konnten. Zu Tausenden zogen die früheren Bauern mit Weib und Kindern obdachlos und brotlos umher und sammelten sich als Bettler in den Städten. Mit den kleinen Handwerkern war es nicht besser gegangen. Mehr und mehr hatten die Reichen durch Errichtung großartiger Fabriken und dadurch ermöglichte Herabdrückung der Preise dem Handwerker den Broterwerb erschwert oder unmöglich gemacht, und dadurch, daß auch in den Fabriken Sklaven beschäftigt wurden und die freien Handwerker, wenn sie beim Handwerk bleiben wollten, neben den Sklaven arbeiten mußten, gerieth die Handarbeit noch mehr in Verachtung; auch reichte der geringe Lohn nicht hin, eine Familie zu ernähren, wenn nicht besondere Geschicklichkeit und Sparsamkeit zum Fleiß hinzukamen. So ließen denn wiederum Tausende Werkstatt und Arbeiterbank und Handwerkszeug im Stich, und da sie nicht einmal als Tagelöhner gesucht waren, auch die Tagelöhnerarbeit meistens nicht nach ihrem Sinne war, so wendeten sie sich schaaarenweise dem Bettel zu. Schon in der Zeit vor Christi Geburt mußten in der Hauptstadt Rom allein 320,000 Bürger aus dem Staatschatz mit Getreide versorgt werden. Auch reiche Bürger sahen ihren Vortheil darin, Bettlerschaaaren durch Spenden an sich zu ziehen und ihren

Zwecken dienstbar zu machen. Da die Ämter als ergiebige Geldquellen gesucht waren, so hatten besonders vor den Wahlen die Bettler Erntezeit, indem sie oft zu hunderten die Thüren der Amtsjäger belagerten, um sich ihren Mundbedarf und etwas Taschengeld reichen zu lassen; bezahlte Unterhändler trieben sich unter dem Volk umher und bestachen durch Geldspenden ganze Wahlbezirke, und die Candidaten hatten sich oft das Geld, welches sie auf diese Weise verwendeten, gegen hohe Zinsen geborgt, um es nachher aus der so erkauferten Stelle mit noch höheren Zinsen wieder herauszuschlagen. Auch sonst mußte es Leuten, die sich ihren Einfluß erhalten oder mehren wollten, daran gelegen sein, einen Haufen Klienten um und hinter sich zu haben, und die gewöhnliche Weise, sich solchen Anhang zu verschaffen und zu erhalten, waren regelmäßige Spenden. Des Morgens, wenn der Müßiggänger ausgeschlafen hatte, begab er sich vor die Wohnung seines Patron; dort traf er Seinesgleichen und sprach die Neuigkeiten durch, bis die Reihe an ihn kam, sein Name aufgerufen wurde und er aus der Hand des austheilenden Sklaven entweder Lebensmittel empfing oder ein Stück Geld, womit er sich in einer öffentlichen Bäckerei oder Garfische kaufte, was er bedurfte. Damit hatte dann ein solcher freier Bürger sein Tagewerk so ziemlich absolvirt, und er konnte sich nun die übrige Zeit, wie es eines freien Römers würdig war, mit Nichtsthun beschäftigen. Leider aber waren nicht alle so genügsam angelegt, und an Gelegenheit, hier und da noch einen kleinen Nebenverdienst zu erzielen, fehlte es nicht. Die Theilnahme an einem Straßenkrawall, den irgend ein Großer zu politischen Zwecken veranstaltete, die Beseitigung einer unbequemen Person durch einen raschen Dolchstoß, das Anstiften einer Feuersbrunst, und ähnliche Vorkommnisse, brachten von den interessirten Persönlichkeiten immer je nach der Größe des Dienstes einen größeren oder geringeren Lohn ein. So war denn auch Leben und Eigentum nirgends unsicherer als eben in der Hauptstadt. Für die Unterhaltungen und Vergnügungen des armen Häufens sorgten wiederum die Reichen, besonders durch großartige Kampfspiele, die sie in den ungeheuren Theatern aufführen ließen, wobei entweder reich geschmückte Fechter gegen einander oder gegen wilde Thiere, oder wilde Thiere gegen einander auf Tod und Leben kämpfen mußten. Mit wahrer Begeisterung sah der vieltausendköpfige Pöbel diesen Schlächtereien zu, und je gräßlicher und blutiger diese waren, desto größeren Beifall fanden sie. Trotz der ungeheuren Ausdehnung des Circus, der unter Titus 250,000, zuletzt 385,000 Menschen Sitzgelegenheit bot, waren gewöhnlich alle Plätze besetzt, und besonders eifrige Besucher begaben sich schon vor Tagesanbruch dahin, um sich ja einen recht guten Platz zu sichern. Und wenn dann die unglücklichen Fechter in langen Reihen hereingeführt wurden, vor dem Thron des Kaisers ihren Gruß: „Heil dir, Cäsar, es grüßen dich, die zum Tode gehn!“ darbrachten, wenn dann die Kämpfenden sich auf einander stürzten und einander abschlachteten, oder die Fallgitter fielen und die Bestien aus den Wildnissen Asiens und Afrikas den Kampfplatz mit rauchenden und zuckenden Menschenleichen besäten, bis schauerlicher Leichengeruch die Luft erfüllte, wenn dann, nachdem ein wohlriechender Staubregen diesen Mordgeruch verdrängt, Sklaven mit eisernen Haken die Leichen und Menschenglieder hinausgeschleift und andere frischen Sand gestreut hatten, neue Schaaaren auftraten und die Fallgitter sich von neuem öffneten, dann kannte die Lust und der Jubel der Tausende keine Grenzen.

Zu den elenden Schlachtopfern, die so der Menge

zur Belustigung sterben mußten, lieferte den stärksten Beitrag eine dritte Klasse der Bevölkerung, die wohl zahlreicher war als die beiden genannten zusammengekommen, so daß, als einst der Vorschlag gemacht wurde, sie durch eine besondere Tracht auszuzeichnen, man diesen Plan nicht auszuführen wagte, weil man fürchtete, sie würden auf diese Weise darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie in der Mehrzahl seien. Dies war die Welt der Sklaven. Durch sie geschah fast alle Handarbeit; die Handwerke, der Schulunterricht, der Landbau, die Verrichtungen in den Kaufläden, in den Fabriken und auf den Schiffen, die ärztliche Praxis, die Künste — das alles lag zum größten Theil in den Händen der Sklaven. In einem einzigen Palast waren oft 300 bis 400 dieser Leute beschäftigt, ja in dem Nachlaß eines reichen Römers zur Zeit des Augustus befanden sich ihrer 4116. Man kaufte sie für hohe Preise und für Spottgeld, je nachdem sie zu verwenden waren, und verkaufte sie nach Bedürfnis oder Laune. In einem Buch über den Landbau war der Sklave aufgeführt als ein Werkzeug zum Landbau oder zu sonstiger Handarbeit, welches sich vom Vieh nur durch die Sprache unterscheidet. So hielt man ihn denn auch wie das Vieh. Man führte ihn wohl des Morgens am Strick wie einen Ochsen zur Arbeit und band ihn nachts mit einer Kette fest. Für geringe Versehen geißelte und brandmarkte man ihn, und wenn ein übermüthiger Junker beim Schmaus zu seiner und der Gäste Belustigung die Aufwärter niederstieß, so kümmerte sich darum kein römisches Gericht. War es doch im Grunde nichts anderes als was im größeren Maßstab das ganze Volk verübte, wenn, wie wir oben gezeigt haben, diese unglücklichen Menschen zur Belustigung der Zuschauer schaaarenweise hingeschlachtet wurden.

Neben diesen Genüssen des Circus standen oben an die Genüsse des Gaumens und der Gurgel. Die wichtigste Person im ganzen Haushalt war der Koch, und das Fressen und Saufen wurde zur Kunst, die ihre eigenen Professoren fand, welche die jungen Leute der feinen Welt theoretisch und praktisch zu Schlemmieren ausbildeten und dafür gut bezahlt wurden. Daß zu gleicher Zeit das Familienleben in einem Zustand des traurigsten Verfalls war, konnte nicht wohl anders sein. Die Ehe wurde in immer ausgehnterem Maße als eine höchst unbequeme Verbindung gemieden, und wo sie bestand, war das Band meistens sehr gelockert und leicht gelöst. Eheliche Treue und die Keuschheit überhaupt galten für altmodische Tugenden einer beschränkten Zeit; hingegen gingen allerlei Fleischesünden auch der scheußlichsten Art mit einer Frechheit und Zügellosigkeit im Schwange, die aller Beschreibung spottet. Die unsäglichsten Greuel gehörten zum guten Ton; Männer und Weiber prahlten offen damit und überboten einander an Schamlosigkeit.

Doch noch ein Hauptzug fehlt, um unserm Bild des römischen Volkslebens in der Kaiserzeit eine gewisse Vollständigkeit zu geben, nämlich der Aberglaube. Zwar hielt man die Götterlehren der Vorfahren für thörichte Märlein. „Es giebt keine Götter!“ hörte man hier und da in dem Haufen der Flüchtlinge rufen, die an jenem grauenvollen Tage, an welchem Pompeji seinen schrecklichen Untergang fand, mit Bettstissen auf den Köpfen in der schauerlichen Finsternis umherrasteten. Daneben aber finden wir den crassesten Aberglauben in dem ganzen Volk verbreitet. Wahrsagerei, Zeichendeuterei, Geisterbeschwörung und andere Zauberei wurde privatim und geschäftsmäßig in ausgehntester Weise getrieben, wiewohl die Zauberei gesetzlich verboten war. Nach wie vor wurden die Senatsitzungen mit Gebet

eröffnet, Opfergebräuche begleiteten jede öffentliche Handlung, ja auch fast jedes Privatgeschäft des Einzelnen vom Aufstehen bis zum Niederlegen, und die Zahl der Götter hatte man verzehnfacht oder verhundertfacht, während der Glaube an die Götter ziemlich auf Null stand. Der Gebildete lachte über die Götter, aber er opferte ihnen, und der Ungebildete lachte mit und opferte auch, und beide hatten Angst vor den Göttern, die beide verachteten. Ja wehe dem, der sich öffentlich weigerte, den verspotteten Göttern zu opfern oder dem Genius des Kaisers, dessen Bildnis in allen 52 Provinzen wie in der Hauptstadt des Reichs aufgestellt war, aus dem vor dem Bildnis angebrachten Weihrauchknäpfchen in die Flamme des daneben brennenden Lämpchens seine Priese Weihrauch zu streuen! Wurde er angeklagt, so konnte ihm diese Weigerung das Leben kosten.

Das waren die socialen Zustände im kaiserlichen Rom. Und in diese in Fleischesdienst ersoffene römische Welt trat im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Kirche Christi.

(Aus dem „Lutheraner“.)

Emigrantmission in Baltimore im Jahre 1884.

Im verfloffenen Jahre 1884 kamen auf 69 Dampfern 21,433 Passagiere im Hafen von Baltimore an, das sind 5212 weniger, als das Jahr zuvor. Unter den Gelandeten waren 580 Amerikaner, die übrigen lauter neue Einwanderer. Gestorben sind auf der Reise 14 Erwachsene und 59 Kinder. 1305 Seelen wurden von dem Agenten persönlich empfangen und weiter befördert. An baarem Gelde sind für dieselben \$14,023.50 bei dem Agenten eingegangen und an dieselben bis auf \$193.50 ausbezahlt worden. Geldvorschuße wurden an arme Einwanderer im Betrage von \$1578.28 gemacht; davon stehen zur Zeit noch \$276.13 aus. Briefe und Postkarten mit verschiedenen Aufträgen liefen im Ganzen 987 ein, geschrieben wurden 890. An ganz Arme und Unbemittelte wurden \$31 verschenkt und nicht Wenigen Herberge und gutes Unterkommen verschafft.

Das Vertrauen der von der „Bundes-Einwanderer-Commission“ für Baltimore ernannten Executivbehörde, welche das vom Staate erhobene Kopfgeld von 50 Cents per Einwanderer zu verwalten und die unsern Agenten erwählt hat, um durch ihn die nothleidenden Einwanderer ausfindig zu machen und mit diesen Geldern zu verpflegen und zu herbergen, erweist sich als eine kräftige Stütze und Förderung unseres Liebeswerkes an den Einwanderer; denn es eröffnet unserem Agenten nicht nur ein weiteres Feld für seine Thätigkeit, sondern giebt ihm auch größere Mittel an die Hand, als wir dies vermögen; insbesondere verleiht es ihm die zwei allernöthigsten Stücke in größerem Maßstabe, nämlich eine Herberge, in welcher er alle Obdachlosen wochenlang unsonst verpflegen lassen kann, und Gelder für die Kranken zur Weiterbeförderung der Verlassenen und Armen.

So sind im vergangenen Jahre durch seine Fürsprache und unter seiner Obhut 1663 Personen zum Theil mehrere Wochen lang unentgeltlich beherbergt und beköstigt worden, bis dieselben von ihren Verwandten oder Bekannten Geld zur Weiterreise erhielten oder hier in der Nähe Arbeit fanden, die sie ernährte. Es blieben von der genaunten Zahl nur 148 Seelen

zurück; für die übrigen 1515 fanden sich doch mit der Zeit Mittel und Wege, sie nach dem Westen zu schicken. Aber in welche Schulden würden sie gerathen sein, wenn sie hier die ganze Zeit hätten in einem Kosthause zubringen und dafür bezahlen müssen! Ihre Kisten und Kasten hätten sie alsdann jedenfalls verfeigen und zurücklassen müssen.

Außer diesen erfuhr eine ganze Anzahl kranker Leute Hilfe und Beistand: theils wurden Doctor- und Apothekerkosten für sie bezahlt, theils wurden sie bei ersteren Fällen in ein Hospital gebracht. Unter den letzteren waren allein 32 Erwachsene (besonders Wöchnerinnen) und 35 Kinder; diejenigen, welche starben, wurden anständig beerdigt. Während ihres Aufenthaltes im Hospital wurden die, welche es wünschten, häufig von unserm Agenten oder einem unserer Pastoren besucht und nach Kräften für ihr geistliches Wohl gesorgt. Gerade hier ist es, wo der Einwanderer nicht allein des Trostes am meisten bedarf, sondern auch denselben am ersten zugänglich ist; denn wie schwer ist es doch, wenn z. B. ein Glied der Familie, ein Kind und mit ihm die Mutter selbst krank zurück bleiben muß, während die andern Familienglieder Hunderte von Meilen weiter westlich in ein unbekanntes Land und in fremde Verhältnisse ziehen! O, da fließt gar manche bittere Thräne und mancher Seufzer, aber auch manch ernstes Gebet steigt da zu Dem empor, der auch alle unsere Haare gezählet hat und der wieder heilen und vereinigen kann, was hier getrennt worden ist.

Aus dieser hier gegebenen Uebersicht der Thätigkeit des Agenten im verfloffenen Jahre kann man schon im Allgemeinen leicht abnehmen, welche Ansprüche an denselben gemacht werden und wie segensreich er in seiner Stellung sich erweisen kann und erwiesen hat. Es mögen aber zur weiteren Beleuchtung dieser Sache noch einige besondere Fälle hier aufgeführt werden, damit Niemand auf die Meinung komme, daß bei der bekannten Bequemlichkeit, welche der hiesige Hafen dem Einwanderer bietet, ein von uns angestellter Agent überhaupt überflüssig sei.

So kam z. B. letzten Sommer eine arme Frau mit zwei Kindern hier an und war sofort mit andern Reisegenossen in die Stadt gezogen, wo sie hoffte, ihren Mann zu finden; aber der Mann war seit 4 Wochen ins Land gegangen, weil er sie so frühe nicht erwartet hatte, und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Die Frau kam in große Noth; endlich hörte unser Agent durch die „Deutsche Gesellschaft“ von ihr, suchte sie auf und fand sie bei einem armen Schneider, der die aller Mittel entblöbte Familie schon längere Zeit beherbergte, nun aber an die „Deutsche Gesellschaft“ verwiesen hatte, weil ihm die Last zu schwer geworden war. Unser Agent nahm sich ihrer sofort kräftig an, schickte die Frau mit ihren zwei Kindern in die Emigranten-Herberge, wo sie 13 Wochen unentgeltlich verpflegt wurde, setzte auch alsbald eine Aufforderung in die Zeitungen, auch in die „Rundschau“ von St. Louis, um den Aufenthalt des Mannes auszufinden. Endlich taucht derselbe in der Nähe von New Orleans auf und bittet, ihm doch zu schreiben, wann seine Frau in Baltimore ankommen könne? Sofort wird ihm telegraphirt, sie sei schon seit vier Monaten da, er solle nur kommen. Es wahrte denn auch nur wenige Tage, da erschien er zur unaussprechlichen Freude der armen Frau, die ihn schon als todt betrauert hatte, und erwies sich späterhin als ein zärtlicher, seiner Familie treu ergebener Hausvater, der ihr nur durch sein Ungeschick diesen Kummer bereitet hatte.

Ein anderer Fall, der aber keinen so guten Ausgang nahm, ist dieser. Im September war eine Frau mit drei Kindern über Philadelphia eingewandert und kam nach Baltimore, wo sie bei einem Wirthe wohnte und auf Geld von ihrem Manne in New Orleans wartete, um zu ihm zu reisen. Es kam aber keins. Der Wirth wollte sie endlich nicht länger behalten und befahl ihr, sich nach einem andern Unterkommen umzusehen. Da erfuhr unser Agent von ihr und brachte sie in die Einwanderer-Herberge, ihr krankes Kind aber in das Hospital; als es mit diesem jedoch immer schlimmer wurde, brachte er auch die Mutter mit den beiden Kindern dahin und erhielt sie daselbst, bis das Kind starb und begraben war; dann brachte er sie wieder zurück in die Emigranten-Herberge. Unterdessen hatte er auch nach New Orleans an die „Deutsche Gesellschaft“ geschrieben und Erkundigungen über ihren Mann eingezogen. Dieselben lauteten aber nichts weniger als günstig; denn er erfuhr, der betreffende Mann habe sich allerdings in New Orleans aufgehalten, habe auch mit einem andern zusammen ein Schuhmachergeschäft betrieben; aber eines Tages, als dieser sein Partner nach Hause gekommen sei, habe derselbe gefunden, daß sein Koffer erbrochen und vierzig Dollars daraus gestohlen waren; seitdem sei der gesuchte Mann verschwunden; der Verdacht, der auf ihm ruhe, sei aber um so dringender, weil er auch einem armen lutherischen Pastor in New Orleans 20 Dollars schuldig geblieben sei, welche ihm letzterer borgte, um seine Familie von Deutschland kommen zu lassen. Alle Nachforschungen unseres Agenten sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Indessen hat sich die arme, verlassene Frau in der Herberge nützlich gemacht, dann allmählich auch für andere Leute zu waschen angefangen, etwas Geld verdient, und als sie endlich aus der Herberge entlassen werden mußte, ein paar Stuben in der Stadt gemiethet und bezogen, wo sie sich noch jetzt als Wäscherin mit ihren zwei Kindern ärmlich, aber redlich ernährt.

Aber auch wo Mann und Frau treulich zusammen halten, ist gleichwohl die Noth oft groß. So landete hier letzten Sommer eine katholische Familie, bestehend aus Vater, Mutter und neun Kindern. Da sie nun blutarm waren und von keiner Seite Geld zur Weiterreise zu erwarten hatten, so hätten sie eigentlich sofort wieder zurückgeschickt werden sollen. Auf ihr Bitten gab man ihnen jedoch Zeit, den Versuch zu machen, ob sie vielleicht sich hier einleben und ernähren könnten. Sie wurden zunächst sechs Wochen lang in der Emigranten-Herberge ernährt, bis sich endlich ein englischer Farmer fand, der die ganze Familie auf seine Farm nahm; aber bereits nach wenigen Tagen schickte sie der Farmer wieder zurück und man mußte sie wieder in die Herberge aufnehmen. Es vergingen Wochen und der arme Mann konnte keine Arbeit finden. Als nun der deutsche Dampfer wieder nach Bremen zurückfuhr, bekam unser Agent die strenge Weisung, die Familie ohne Weiteres wieder nach Deutschland zurückzusenden. Er begab sich auch zu dem Zwecke an den Landungsplatz und theilte ihr den Befehl mit; aber da erhob sich ein solches Weinen und Wehklagen, ein solches Bitten und Flehen, sie hier zu lassen und nicht wieder ins Elend zu schicken, daß er von Mitleid ganz überwältigt wurde und, weil auch eins der Kinder krank war, zurücktelegraphirte, daß er den Eltern das Herzeleid nicht antun könne, sie jetzt über das Meer zu schicken, da das kranke Kind alsdann vermuthlich sterben würde. Ihm wurde aber die Antwort: Die Familie muß heute ohne alle Umstände fort! Darauf antwortete er prompt wieder: Dann möge sie fortgeschicken, wer da wolle, er

für seine Person thue es nicht. Endlich bekam er den Bescheid: Thun Sie das Beste, was Sie können. So blieb denn die Familie auf diesmal noch verschont, und als das Kind zwei Tage darauf gestorben war, zog sie aus Furcht, mit dem nächsten Dampfer fortgeschickt zu werden, in ein anderes Haus, bis derselbe auch fort war; dann lehrte sie wieder zurück. Das wiederholte sich später noch einmal, bis es der Familie doch endlich gelang, Arbeit zu finden, und als die Behörde sah, daß sie sich doch so leidlich ernährte, ließ man sie schließlich gewähren und bleiben.

(Schluß folgt.)

Die Marterstraße.

Unter der Ueberschrift: „Eine Entdeckung in Jerusalem“ finden wir im „Kreuzblatt“ folgende Mittheilung.

Es ist bekannt, daß die Grabeskirche, welche die Kreuzeskapelle, den Ort der Kreuzigung Christi, umschließt, sich im Westen Jerusalems, fast in der Mitte des sogenannten Christenviertels, befindet. Da es nun feststeht, daß der Heiland außen vor dem Thore gelitten hat (Hebr. 13, 12.), so muß mit der westlichen Umfassungsmauer der Stadt nach dem Tode Jesu eine bedeutende Veränderung vorgegangen sein. Man nahm bisher an, daß erst durch die Mauer des Agrippa die heiligen Orte in die Stadt hineingezogen seien. Diese Annahme hat durch eine kürzlich gemachte Entdeckung ihre Bestätigung gefunden. Nicht weit von der Grabeskirche an der Jaffastrasse erhebt sich ein Gebäudecomplex, der wie eine riesige Festung ganz Jerusalem überragt. Es ist die russische Colonie mit Kirche, Hospiz und Consulat, welche auch ein Terrain einschließt, das bis jetzt wüst und mit Jahrhunderte altem Schutt bedeckt ist. Die orthodoxe Gesellschaft hat nun auf Kosten ihres Präsidenten, des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, Ausgrabungen angestellt zu dem doppelten Zwecke, den Plan der vom Kaiser Constantin an der Stelle des Todes und der Auferstehung Jesu ausgeführten und später zerstörten Gebäude und die Richtung der alten Umfassungsmauer von Jerusalem festzustellen und dadurch die Authentizität der Grotte zu bekräftigen, die zum Grabe des Erlösers gedient hat. Die angestellten Nachgrabungen hatten einen alle Erwartungen übertreffenden Erfolg. Als man das wüste Terrain bis zum Felsen vom Schutte geräumt hatte, stieß man auf die Reste der alten Umfassungsmauer und den Boden des Thores, durch welches man zur Zeit des Heilands aus der Stadt gelangte. Da dieses Thor nicht weit von der Grabeskirche liegt und jedenfalls das nächste bei Golgatha ist, so kann man jetzt mit Sicherheit sagen, dies ist der Weg, auf dem Jesus Christus zum Kreuz geführt wurde, hier schritt er zur Stadt hinaus, um außen vor dem Thore zu leiden.

Daß wir das Evangelium und Predigtamt haben, was ist's anders, denn Blut und Schweiß unseres Herrn? Er hat's ja durch seinen ängstlichen, blutigen Schweiß erworben, durch sein Blut und Kreuz verdient und uns geschenkt, habens gar umsonst und nichts darum gethan noch gegeben. Ach, Herr Gott, wie herzlich bitter und sauer ist's ihm worden! Wie freundlich und gern hat er's dennoch gethan.

Luther. E. 20, 42.



Am Samstag, dem 21. März, Morgens um 6 Uhr starb nach längerem Siechtum Herr

Lehrer Albert Bärwald,

erster Lehrer der St. Jacobi-Schule in Milwaukee. Der so früh Dahingeshiedene war geboren am 14. Februar 1854 zu Gramenz, Kreis Neu-Stettin, in Pommern. Nachdem er im alten Vaterlande seine Vorbildung für den Lehrerberuf empfangen hatte, kam er als 19-jähriger Jüngling nach Amerika, und bald nach seiner Ankunft, im Jahre 1873, wurde er als Lehrer an der Schule angestellt, an der er seither mit großer Treue und Hingabe an seinem Beruf gearbeitet hat. In stiller, ernster Thätigkeit hat er hier die Jahre seiner amtlichen Wirksamkeit zugebracht. Fern war von ihm alles augendienerrische Wesen, alles Hervordrängen der eigenen Person, alles Haschen nach Anerkennung seiner Leistungen, obgleich dieselben unter Gottes Segen bei seinem Fleiß und seiner Begabung der Art waren, daß sie sich wohl sehen lassen konnten. Wie sehr ihm aber seine Schule und sein Beruf in derselben am Herzen lag, das zeigte sich noch recht deutlich in den Tagen seiner letzten Krankheit. Trotz zunehmender Schwäche sprach er regelmäßig mit dem Stellvertreter, der seine Arbeit zu verrichten hatte, die Lehrgegenstände durch, welche in der Klasse vorgenommen werden sollten. Ja, noch am Tage vor seinem Abscheiden ließ er sich die Probeschriften, welche für die bevorstehende Schulprüfung angefertigt worden waren, in seine Wohnung bringen und unterwarf dieselben einer sorgfältigen Musterung. Auch als Organist der Gemeinde leistete er Tüchtiges; dafür legt der Gesang in den Gottesdiensten Zeugnis ab. Mit seinem Pastor arbeitete er in bestem Einvernehmen, immer bereit, Rath und Anleihtung dankbar anzunehmen. Für die Angelegenheiten der Synode hatte er ein reges Interesse, und er war stets wohl unterrichtet über das, was in dem kirchlichen Kreise, welchem er als ein bekennnistreuer und erkenntnisreicher Lutheraner angehörte, sich zutrug. Auch als Hausvater führte er inmitten seiner Familie einen rechtschaffenen Christenwandel. Im Jahre 1875 war er mit seiner nun hinterlassenen Witwe in die Ehe getreten, und drei Kinder, deren Auferziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn er sich treulich hat angelegen sein lassen, sind durch sein Abscheiden in jungen Jahren eines trefflichen Vaters verlustig gegangen, dessen sie nach menschlichem Ermessen noch lange bedürftig gewesen wären.

An dem Leichenbegängnis, das am Montag, dem 23. März, stattfand, betheiligte sich die gesammte Lehrerschaft der zur Synodalconferenz gehörigen Gemeinden unserer Stadt; drei Collegen aus der Missouri-Synode und drei aus der Wisconsin-Synode trugen den Sarg, in welchem der Leichnam des lieben Amtsgenossen ruhte. Auch die zahlreiche Betheiligung seitens der St. Jacobi-Gemeinde und der benachbarten Gemeinden ließ deutlich erkennen, in welcher hoher Achtung der Entschlafene im Leben gestanden hatte. Herr Pastor Dammann, der so oft an dem Krankenlager seines lieben Gehilfen gestanden, ihn getröstet und sich über seinen gottgegebenen Sinn gefreut hatte, auch in seinem letzten Stündlein an seiner Seite gewesen war, hielt die Leichenrede über Jerem. 29, 11., und die Lehrerschaft trug einen passenden Chorgesang vor. Dann, nach beendeter Trauer-

gottesdienst, wurde die Leiche des theuren Lehrers, auf deren stilles Antlitz die versammelten Schulkinder noch einen Scheideblick gerichtet hatten, hinausgeführt zur Ruhestatt der Todten und dort zur Grabeskiste gebettet in der zuversichtlichen Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung zum ewigen Leben durch den, der für uns gestorben und auferstanden ist, unsern Herrn Jesus Christus. Derselbe lasse sich auch zu Gnaden befohlen sein die Familie, die Gemeinde, die Schule, alle, die durch den frühen Tod dieses Arbeiters am Wert des Herrn betrübt worden sind, und beweiße aufs neue, daß er nicht nur heißt Wunderbar, sondern auch Rath und Kraft, daß seine Güte immer neu ist und seine Treue groß. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! G.

Kürzere Nachrichten.

— Die amerikanischen Methodisten haben einen Missionsbischof für Afrika ernannt, und derselbe hat sich mit seinen Gehilfen und ihren Familien in New York eingeschifft, um sich nach Südafrika zu begeben. Die Expedition hat eine Menge Waaren für den Handel mit den Schwarzen, ferner allerlei Handwerkszeug, sogar eine Druckerei, und 5000 Bibeln bei sich, und man beabsichtigt, im Inneren des dunkeln Erdtheils eine Reihe Missionsstationen anzulegen, die im regelmäßigen Verkehr mit einander stehen sollen. An Unterstützung beansprucht Bischof Taylor nur die Ueberfahrtskosten für sich und seine Leute. Sobald sie den Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt haben, wollen sie selbst ihren Unterhalt suchen und hoffen ihn auch zu finden. Jedenfalls darf man gespannt sein auf die Nachrichten, welche von dieser merkwürdigen Gesellschaft einlaufen werden, nachdem ungläubige Zeitungs-schreiber vorgeschlagen haben, man solle diese Leute doch in einem Irrenhaus unterbringen, ehe sie mit Frauen und Kindern ins größte Unglück liefen.

— Die Zahl der Heiden in Amerika wird auf 10 Millionen veranschlagt. Diese Zahl umfaßt Hindus, Chinesen, Japanesen, Eskimos, Indianer und Ureinwohner von Südamerika, also Leute, die zu Völkern gehören, in denen bis jetzt das von den heidnischen Vorfahren her geerbte Heidentum mit seinem heidnischen groben Götzendienste die Massen beherrscht. Hingegen sind dabei nicht mitgerechnet die vielen Tausende derer, die in der äußerlichen Christenheit leben, wohl auch in der Christenheit getauft sind, aber im Unglauben dahingehen, auch nicht die Neger unserer Südstaaten, von denen doch viele noch ungetaufte Heiden und Kinder ungetaufter Eltern sind.

— In Kansas hielt jüngst ein gewisser Starry Vorträge gegen geheime Gesellschaften. Bei dem ersten Vortrage schon, den er in Dunlap hielt, singen die Zuhörer an Lärm zu machen, und der Friedensrichter wurde ersucht, darauf zu sehen, daß Ordnung aufrecht erhalten werde, aber er lehnte ab, und als die Unruhflister mit Eiern zu werfen begannen, drückten sich die freimaurerischen „Diener der Gerechtigkeit“. Am zweiten Abend suchte man den Friedensrichter, konnte ihn aber nicht finden. Der Haufe der Angreifer war größer, als am Abend vorher, und es wurde nicht bloß mit Eiern, sondern auch mit Steinen geworfen, ja, mit Pistolen geschossen. Ein einhalb Pfund schwerer Stein traf Herrn Starry am Backennochen. Die offen ausgesprochenen Drohungen, man werde nicht zugeben, daß er den Ort lebend verlasse, nöthigten ihn, bald abzureisen. (Lutheraner.)

Büchertisch.

Johann Sebastian Bach, von A. F. Gräbner.
Verlag von Geo. Brumber, Milwaukee, Wis.
160 Seiten; Preis 75 Cts.

Es ist erst wenig über ein Jahr, daß von demselben Verfasser und in demselben Verlage das treffliche, hier und in Deutschland wohl anerkannte Lebensbild Dr. M. Luthers erschienen ist, und schon dürfen wir ein anderes Lebensbild aus derselben geschickten und ächt populären Feder begrüßen, nämlich das des größten und begabtesten Tonkünstlers der lutherischen Kirche. Kein Leser des Gemeinde-Blattes wird hoffentlich noch zu fragen brauchen: „Was ist denn das für ein Bach?“ Denn es ist doch vorauszusetzen, daß jeder Leser dieses Blattes auch den Gemeindeblatt-Kalender besitzt und darin die kurze Lebensbeschreibung dieses Meisters in der Musik gelesen hat, die aus derselben Feder geflossen ist und die uns einen kleinen Vorschmack von der ausführlicheren Biographie des großen musikalischen Thüringers gegeben hat. Erst in neuerer Zeit hat man gelernt, diesen bedeutenden Mann, der ebenso schlicht und fromm, als in seiner Kunst groß und unerreicht war, etlichermaßen zu würdigen; zu seinen Lebzeiten und lange nach seinem Abscheiden hat man das nicht in gebührender Weise verstanden. Vor ungefähr 30 Jahren hat sein Nachfolger an der Neuen Kirche in Arnstadt, Stade, ein begeisterter Schüler Bachs, in Verbindung mit Prof. Herzog in Erlangen eine neue Ausgabe der Bach'schen Werke begonnen. Ob dieselbe je vollendet worden ist, ist uns unbekannt. Jedenfalls verdient der echt deutsche, biedere lutherische Kirchenmusiker unserem lutherischen Christenvolke bekannt und, was damit gleichbedeutend ist, beliebt gemacht zu werden, zumal in diesem seinem 200 jährigen Jubeljahre. Und dazu hat der Herr Verfasser dieses Lebensbildes, unser theurer Herr Professor Gräbner, sein möglichstes gethan. Wer sein Lutherbuch gelesen hat, für den bedarf es gewiß keiner besonderen Empfehlung seines Bachbuches. Ein einziges Kapitel desselben, das über die „Matthäus-Passion“, ist allein den Preis des ganzen Buches werth und läßt uns erstaunen über die bisher noch nicht zu Tage getretenen musikalischen Kenntnisse des Herrn Verfassers. Aber auch die Verlags-Buchhandlung hat ihr Möglichstes in der Ausstattung des Buches geleistet; Papier, Druck und Einband sind äußerst gefällig und gut, und die Beigabe einer trefflich gelungenen Photographie Bachs nach dem ihm in Eisenach errichteten Denkmal macht uns das Buch noch werthvoller. Niemand wird dies Lebensbild unbefriedigt aus der Hand legen. Z.

Vorläufige Buchanzeige.

Der dritte Theil unseres Lesebuches, welcher für Oberklassen bestimmt ist, ist nun so weit im Druck vorgeschritten, daß er in der allernächsten Zeit in der Buchhandlung zu haben sein wird. Derselbe umfaßt 274 Lesestücke auf 384 Seiten. Schon vor 14 Tagen war das Buch vollständig gesetzt, und nur eine nochmalige Durchsicht hat es bewirkt, daß es nicht schon zu haben ist. Ich glaubte aber, da es ein Schulbuch ist, dasselbe womöglich ohne Druckfehler herausbringen zu müssen.

Watertown, den 26. März 1885.

A. F. Ernst.

Kirchweihe.

Am Sonntag Reminiscere, dem 1. März, hatten wir die große Freude, die neuermorbene Kirche der evangelisch-lutherischen St. Johannis-Gemeinde in Cold Spring, Jefferson Co., Wis., dem dreieinigen Gott weihen zu können. Diese Gemeinde, welche erst vor kurzem gegründet ist, kaufte die Kirche von den Vereinigten Brüdern, deren Gemeinde in jener Gegend ausgestorben ist, ließ sie neu herrichten und hat nun an ihr ein schön eingerichtetes Gotteshaus. Insbesondere theiligten sich auch einzelne Glieder an der würdigen Ausstattung der Kirche durch Stiftung von Crucifix, Leuchtern u. s. w. Auch die jüngeren Leute blieben an Opferwilligkeit nicht zurück. Es predigten der Unterzeichnete und Herr Pastor Haase aus Fort Atkinson, der die Gemeinde einstweilen mit bedient. Der Gottesdienst war zahlreich besucht, auch die Schwestern-Gemeinde in Fort Atkinson war stark vertreten. Die Feier selbst war eine liebliche und erhebende. Wolle Gott der jungen Gemeinde bescheren, daß sie sich auch geistlich recht erbaue auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da unser Herr Jesus Christus der Eckstein ist.

Watertown, den 29. März 1885.

A. F. Ernst.

Conferenz-Anzeigen.

Die Mississippi-Special-Conferenz versammelt sich, s. G. w., am 14. und 15. April in Fountain City, Wis. Abfahrt von Winona, Minn., am Montag den 13. d., um 1/3 Uhr Nachmittags mit Steamer „Robert Harris“.

B. P. Nommensen.

Die Nordwestl. Conferenz hält ihre nächste Versammlung vom 14.—16. April in Green Bay.

R. Siegler.

Die gemischte Winnebago-Pastoral-Conferenz versammelt sich am Dienstag und Mittwoch nach Misericordias Domini in Fond du Lac, Wis.

Pastor Hölzel bittet um sofortige Anmeldung.

M. Claus.

Die Pastoral-Conferenz ersten Districts der Synode von Minnesota u. a. St. versammelt sich, s. G. w., vom 21. bis 23. April incl., in Pastor Frey's Gemeinde in Stillwater.

Karl Mende.

Der dritte District der Pastoralconferenz von Minnesota versammelt sich, s. G. w., vom 28.—30. April bei Herrn Pastor Emmel in St. Peter, Minn.

Ch. Böttcher.

Die gemischte Pastoral-Conferenz von Milwaukee und Umgegend versammelt sich am Montag, den 20. April, 2 Uhr Nachmittags, im Seminargebäude der Ehrw. Synod. von Wisconsin.

Wer ein Logis wünscht, melde sich bei Zeiten bei P. J. Strafen.

G. H. A. Loeber.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XX: PP Mohrhardt (für Luicke u. Borath) 2.10; Thiele 5.25, Bading 22.

Jahrg. XIX: Herr Lühring 26.10, G. Klumber 1.05. Jahrg. XIX, XX: P Rader 8.29, 10.50. Jahrg. XVIII: P Mühlhäuser 4. Jahrg. XVIII, XIX, XX; Prof. Höncke 4, 14.75, 8.50.

Für das College in Watertown: P M A Pantow, Coll. der St. Johannes-Gem. in Gader, Nebr., \$4.40; P C Sauer, Anfang einer Hauscoll. in Mecane \$11.25.

Th. Fäkel.

Für die Synodal-Casse: (Verspätet.) Coll. der Gem. des P Hillemann in Howards Grove \$5.04.

Für Synodalberichte: Durch P. Verding \$6.10.

J. Conrad.

Für die Heiden-Mission: P Hoffmann, von M. \$5, von J Holm \$1.

Für die Peger-Mission: Ostfosh, von Frau Br. \$5. E. Dowidat.

Für Reisepredigt: Mit Dank erhalten: Durch P Dammann \$2.10; P C Hoyer, Coll. in West Bend \$8; P Schrödel, Weihnachtscoll der St. Joh.-Gem. in Ridgville \$9; P Hillemann sen. \$10.

E. Mayerhoff.

Durch P. Joh. Genste vom werthen Frauenverein der St. Pauls-Gemeinde zu Appleton \$3 zur Unterstützung erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank E. Auerwald.

Watertown, den 20. März 1885.

Durch Herrn P. Abe Lallemand von seiner Gemeinde in Nantoul als Beihilfe zur Zahlung meines Postgeldes \$5 erhalten zu haben, bescheinige ich mit herzlichem Danke.

Watertown, den 25. März 1885.

J. Gläser.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bucherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigeketteten Preisen zu haben sind.

**Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus**

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Fibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.